

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 197 (1918)

Artikel: Ausserrhodische Trachten
Autor: Heierli, J.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-374587>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Außerrhodische Trachten.

Von Frau Dr. J. Heierli.

Der Kalender von 1916 erzählte davon, wie die St. Gallerfrauen von 1600 bis fast 1800 gekleidet gewesen. Diesmal soll er uns von Außerrhoden berichten.

Der Luzerner Josef Reinhard malte im Jahr 1793 etliche Bürger von Herisau in ihren damaligen Kleidern. Aus diesen Porträten erkennt man, daß dort bis 1800 die Mode sitzen geblieben, die zum Teil 100—150 Jahre vorher in der Stadt St. Gallen beliebt war.

Betrachtet man das alte Herisaupaar Josua Ammann und Barb. Kürsteiner, so fällt an der Frau die großmächtige Pelzkappe auf, die bei den St. Gallerinnen schon 100 Jahre früher zu bemerken waren. Auch die drei schwarzen Fäden auf der Stirne waren 100 Jahre vorher in der Stadt Mode gewesen. Die weiße Haube mit den Spitzenvolants kam später auf, aber erst in Außerrhoden erreichten ihre abwärtsliegenden Flügel eine

Breite, die bis auf die Schultern hinab reichten. Die Haube wurde auch noch getragen, als die Pelzkappe nicht mehr Mode war.

Frau Ammann trug auch noch das alte, bis auf die Brust herunterreichende weißleinene Göllet mit den Gölletketten, die über dem schwarzen Sammethalstuch mit den Goldfransen verschlungen waren, wie es die Stadtdamen früher gemacht hatten. In der aufstehenden Halsrüsche bemerkt man einen

schweren Goldschmuck. Das steife Panzermieder mit dem Vorstecker, dessen Gold- oder Silberstickerei oftmals sehr schön gewesen, ist zum Schnüren mit

Haken besetzt und mit Gold- oder Silberborten, die auch den halblangen Ärmel zieren. Auch die weißen Puffärmel gehörten zur veralteten Stadtmode.

Frau Ammann trippelte wie in ihrer Jugend noch im Alter auf spitzigen Stöckelschuhen einher. Sie hält den Rock hoch, damit der rote Unterrock mit der Goldborte sichtbar sei. 50 Jahre früher hatten in der Stadt rote Ober Röcke für sehr elegant gegolten, jetzt waren solche bei den Bäuerinnen beliebt, während sie von Frauen der größern Flecken Außerrhodens als Unter Röcke benutzt wurden.

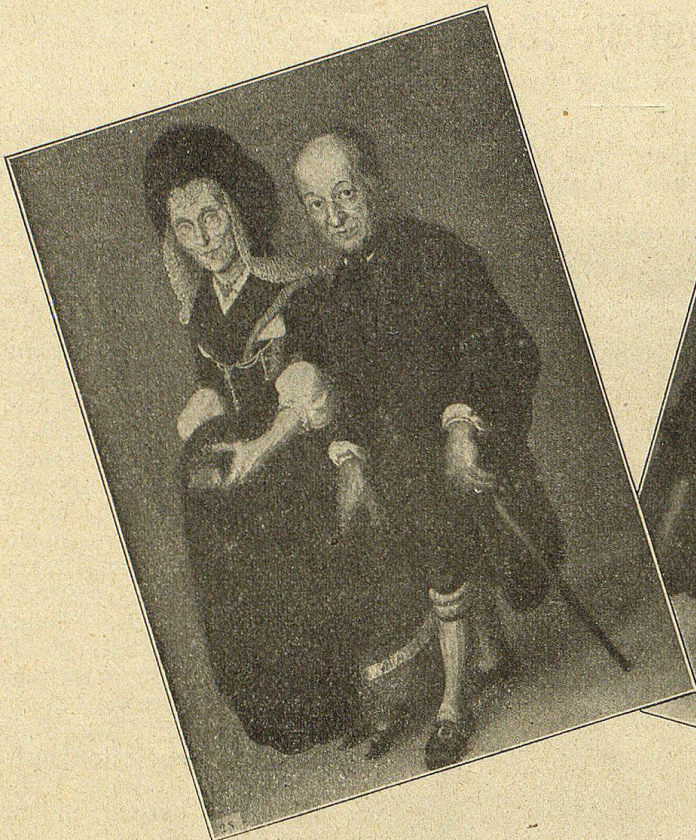
Der Ehemann Josua Ammann trägt nach alter Mode einen sehr langen Rock mit sehr breiten Ueberschlägen an den nicht gar langen und weiten Ärmeln. Auch bei ihm

schauen Hemd- oder sonstige Puffärmel heraus. Aus braunem Tuche waren der Rock und die lange Weste erstellt. Altmodisch sind die großen, silbernen Kugelknöpfe. Statt weiten Pluderhosen hat er aber neumodische enge Kniehosen an. Die hellgrauen Strümpfe reichen über die Hosen heraus und sind mit schwarzen Strumpfbändern gebunden.

Der Ratsherr Barth. Ramsauer hat die gleiche schwarze Halsbinde, ohne einen Hemdkragen wie



J. J. Meyer und seine Tochter von Herisau (1793).



Josua Ammann und Barb. Kürsteiner
von Herisau (1793).



Ratsh. Barth. Ramsauer und seine Tochter Elisabeth
von Herisau in Festtagstracht (1793).

Kürsteiner und ebenfalls einen Nebelspalter, wie man die großen zum Dreieck aufgeschlagenen Filzhüte hieß. Seine weniger lange Weste ist moderner, auf dem Rocke sind neumodische flache Posamenterknöpfe aufgenäht. Der lange Mantel wie der Degen an der Seite deuten auf eine Festlichkeit hin, vielleicht eine Taufe oder Hochzeit, seine Tochter hält einen Freudenmagen in der Hand. Festlich sehen auch ihr hellblauer, gestreifter Rock und die helle Leinenschürze aus. Das geschnabelte Nieder ist am Rücken mit Silberspangen besetzt (vergleiche auch die Rückenansicht). An der vordern Seite hängt eine Schmuckkette bis auf die Schürze herab. Ein schwarzes Tüllfischü liegt über den Schultern. Um den Hals läuft eine mehrfache Korallenkette. Die Hemdärmel sind mit schwarzen Sammetbändern, die mit zierlichen Schnallen geschlossen wurden, in zwei Puffen unterbunden.

Die ehemalige Unterhaube der St. Gallerdamen hat sich in Außerrhoden zu einem ganz originellen, typischen Kopfsputz der Ledigen entwickelt. Weiße Hauben waren nach den damaligen Anschauungen das Zeichen der Verheirateten. Die Ledigen trugen nur schwarzen Kopfsputz, deshalb hatten sie von jenen alten Hauben nur die schwarzen innern Volants behalten, auch die schwarzen Stirnzäden waren an eine hinten offene Sammethaube angenäht, aus der die aufgebundenen Zöpfe herauschauten, die mit einer mit Knöpfen an den Enden verzierten Haar-

nadel festgesteckt wurden. Im Nacken war die Haube mit einer Schleife gebunden. Auf dem Sammet saßen zu beiden Seiten Zierstücke aus Silberfiligran, manchmal mit Steinen besetzt und vergoldet.

Ein drittes Porträt von J. Reinhard stellt einen J. J. Meyer und seine Tochter von Herisau vor. Meyer hatte seinen Dreispitz offenbar über eine Lederkappe aufgestülpt. Das kurze, offene Wams läßt die roten Hosenträger sehen, die auf der Brust mit einem Querband vereinigt sind. Man sieht, wie die Hosen so kurz waren, daß sie nicht auf die Hüften reichten und wie unschön steif Lederhosen aussahen.

Trotzdem der Schnitt dieser sogenannten abgesägten Hosen für „unehrbar“ galt und Verbote und Bußen der Behörden nach sich zogen, so war er doch allgemein, und erst nach mehreren Jahrzehnten brachte die Mode höher hinaufgehende Hosen.

Die Tochter von Meyer muß verheiratet gewesen sein, denn sie trug den Kopfsputz der Frauen, die weiße Haube. Diese junge Frau muß auch recht hofmäßig gewesen sein, ihre Haube war nach neuester Parisermode. Von dorthier waren diese sogenannten Tuffetten gekommen. Das geröhrlerte oder gefälte Mousseline-Volant war mit einer Spitze besetzt und mit einem feinen Draht unterstützt. Eine sogenannte Barbe aus schwarzem Gazestoff oder schwarzen Spitzen wurde über den Boden der Haube gelegt und unter dem Kinn durchgenommen. Diese

„Tuffetten“ bürgerten sich in verschiedenen Gegenden der Schweiz derart ein, daß sie z. B. in Außerrhoden wie im Glarnerland zur Volkstracht wurden. Für die Röcke war vielfach ein Stoff verwendet worden, dessen Gewebe, aus Leinen und Wollenfäden hergestellt, ein Glanz anhaftete, wie der Seide. Diese Stoffe waren in Streifen oder in Blumenmustern gewoben.

Die Unterröcke bildeten stets ein Bruckstück, auf das man sich nicht wenig einbildete und aus diesem Grunde auch fast immer den Oberrock schürzte. Auf dem einen Bilde sehen wir einen solchen, den man „Wolkner“ bezeichnete.

Es war Mode, die weiten Röcke derart aufzunehmen, daß man sie mit den Ellbogen festhielt, indem man sie an die Hüften andrückte. Die ebenfalls aufgebauschte, dunkelfarbig gemusterte Schürze wird von den mit roten, langen Lederhandschuhen versehenen Händen mitsamt dem Kirchenbuch gehalten. Das Buch war mit Silber beschlagen. Allgemein dürften die Hemdärmel zu zwei Puffen mit schwarzen Sammetbändern unterbunden worden sein. Vom Nieder ist hier wenig sichtbar.



Rückenansicht des Niders und der Touffette.

Ein buntes Halstuch deckt die Taille.

Männer wie Frauen hatten ihre Schuhe mit Schnallen besetzt; runde, ovale und eckige, messingene und silberne wechselten je nach Geschmack und Vermögen.

Die regen Handelsbeziehungen mit der Stadt St. Gallen, der lebhafteste Verkehr, den die blühende Stickerindustrie mit sich brachte, der starke Fremdenbesuch wegen den berühmten Wollenturen in Gais ließen den Eigenarten, die in Außerrhoden zur typischen Frauenvolkstracht geworden, keine lange Lebensdauer.

Die französische Empiremode, die um 1800 den Geschmack der Städterinnen erobert hatte, erfreute sich nach wenig Jahren auch der Gunst der Bewohnerinnen von Außerrhoden.

Die Wülste an den Hüften, die steifen, hohen Nieder mit dem Silberbesatz, die silbernen Ketten und Rollen wurden der neuen, schlichten Mode geopfert. Auch die originellen, Verheiratete und Ledige von einander unterscheidenden Hauben und Haarpfeile wurden abgelegt. Man kleidete sich völlig städtisch nach der allgemeinen Mode.

's Breneli und die Frauenspende.

Erzählt von J. G. Birnstiel.

Aus gutem Holz war das Breneli, aus wahrschafstem Schweizerholz. Wohl war es nur eine Magd, aber ich weiß von mehr als einem unscheinbaren Mägdelein, das größer war als die stattlichste Frau. Und da und dort hat ein einfaches Dienstmädchen in Küche und Keller hantiert, das dem Vaterland größere Augenweide war, als manch' pompöse Dame in Hut und Schleier, Sammet und Seide.

Breneli diente bei der Frau Ratscherr in der Stadt. Sein Dienen war Schinden und Schaffen in Haus und Garten, Waschküche und Kammern von früh bis spät. Fast alles machte es allein, denn die Frau Ratscherr ließ wenig an ihre weißen Finger kommen.

Auch das Mägdelein ließ sie nie zu nahe an sich kommen. Sie behandelte es auf Distanz und in der ersten Zeit redete sie mit ihm nur in der dritten Person: „Gang sie uf de Märt — und kauf sie mir e Buschle Spargle zc.“ Erst später ging sie aus

der dritten Person Singularis in die zweite über und traktierte das Mädchen mit du, doch allezeit lieber im Feldwebelton als mit „Menschen- und Engelsstimme.“ Das Brot schnitt sie ihm ab, nach dem Ermessen ihres Altweibermagens und nicht in Rücksicht auf Brenelis Jungfernmagen. Essen mußte es per se in der Küche. Sonntage und Feierabende fanden es im engen Kämmerlein. Dort war es ihm auch erlaubt zu lesen, sofern es wollte.

Lesen? — Ach, du mein Trost — was hat eine simple Magd zu lesen? Bücher, Geschichten? — Auch das. Doch Breneli war nicht anspruchsvoll. Dann und wann war ihm eine Zeitung eben recht. Und nicht erst auf der vierten Seite fing es an zu lesen; nicht jenem Bäckfisch glich es, der einmal bekannt hat: „mi intressieret nu d'Mörd und Bränd,“ nein auch für vaterländische Dinge hatte es Sinn und Verstand. Dies gute Erbe hatte es nebst einem Bündel Kleider aus seinem Vaterhause mitgebracht. Daheim hatte es Sonntage gehabt; Sonn-